

PSYCHE

ZEITSCHRIFT FÜR
PSYCHOANALYSE UND IHRE ANWENDUNGEN

Herausgegeben von Alexander Mitscherlich

Sonderdruck

aus Heft 11 — XXIII. Jg. 1969

ERNST KLETT VERLAG STUTTGART

BEDARF DIE PSYCHOANALYTISCHE THEORIE EIGENER KRITERIEN DER WISSENSCHAFTLICHKEIT? *

Übersicht: Der Autor vertritt die Meinung, daß die psychoanalytische Theorie in den Eigenarten ihres Gegenstandes keinen Rechtfertigungsgrund für eine spezifische Methodologie besitzt, die von der der Naturwissenschaften sich unterscheidet. Die von *Rosenkötter* vorgetragenen Argumente zugunsten einer Auffassung der Psychoanalyse als systematisch verallgemeinerter Historie (*Habermas*) werden unter Rückgriff auf die vom modernen Positivismus erarbeiteten Kriterien der Wissenschaftlichkeit kritisiert.

Die sogenannten Naturwissenschaften und die Psychoanalyse erheben den Anspruch, gegenstandsadäquate Beschreibungen und gültige Erklärungen zu liefern. Von dieser Gemeinsamkeit können wir ausgehen, noch ohne die präzise Bedeutung der eben verwendeten Termini zu berücksichtigen; sie bildet den gemeinsamen Nenner ihrer Wissenschaftlichkeit.

Gegenstand und Methode

Der Streit hebt erst dort an, wo jene Unterschiedlichkeit betont wird, die zunächst im Gegenstand liegt und von da her sich auf die Methode des Beobachtens auswirkt. Die aristotelische Forderung, der Gegenstand müsse die Methode bestimmen, ist freilich insofern problematisch (zirkulär), als die richtige Methode eine Kenntnis des Gegenstands erst möglich macht, andererseits aber die Wahl der richtigen Methode von der Erkenntnis des Gegenstands abhängen soll.

Die von *Rosenkötter* zugrundegelegte Gegenstandsdefinition lautet — nach *Kohut* —: „Wir bezeichnen Phänomene als geistig, psychisch oder psychologisch, wenn unsere Weise der Beobachtung Introspektion und Empathie als *grundlegenden Bestandteil* einschließt“ (*Rosenkötter*, 1969, S. 165). Daß diese Definition einer Wissenschaft des Psychischen nicht zugrunde gelegt werden kann, ist wohl aus der Überlegung ersichtlich, daß der Gegenstand dieser Wissenschaft je nach kulturellem und geistesgeschichtlichem Entwicklungsstatus immens ausgedehnt oder eingeschränkt wäre, weil z. B. bei Völkern, die die Naturereignisse animistisch erfahren, diese ebenfalls Gegenstand der Psychologie wären, da sie empathisch erfaßt werden. Die Weise des Beobachtens und Erfahrens wird den Gegenstand kaum

* Herrn *Christoph Kowarz*, Innsbruck, bin ich für eine kritische Durchsicht dieses Aufsatzes zu Dank verpflichtet.

definieren können, zumal diese selbst noch schlecht erforscht ist und es schwer abgrenzbar ist, wieweit die Entwicklung unseres Erfahrungsvermögens nicht überhaupt über Introspektion und Empathie vor sich gegangen ist (in der Ontogenese analog zur Phylogenese). Der Physiker, der den physikalisch definierten Begriff „Kraft“ verwendet, hat dessen Bedeutung vermutlich auch über das vorwissenschaftliche empathische Erfahren kennengelernt. M. a. W.: 1. Derselbe Vorgang kann empathisch und nicht-empathisch erfahren und beobachtet werden. 2. Die Antezedensbedingungen der Erfahrung sind selber nicht genügend geklärt, um von ihr her den Gegenstand definieren zu können. 3. Die Definition von *Kohut* ist zu eng, da die Psychologie sich nicht nur mit introspektiv und empathisch zugänglichen Phänomenen beschäftigt, sondern ebenso mit sichtbarem *Verhalten* und *Werk*, weshalb Introspektion und Empathie nicht „grundlegender Bestandteil“ für die Beobachtung von Psychischem zu sein brauchen. Allerdings sind Verhalten und Werk bereits Äußerungen (Zeichen) des Psychischen, aber deshalb nicht schlechtere Beobachtungsquellen, da auch die originäre Erfahrung des eigenen Erlebens mittelbar und auf anderes bezogen ist („intensional“ in der Sprache der Phänomenologie).

Nach *Rosenkötter* ist in der psychoanalytischen Theorie eine Trennung zwischen dem untersuchten Phänomen und den theoretischen Schlußfolgerungen nicht vollziehbar, da schon die einfachste klinische Beobachtung an theoretische Voraussetzungen gebunden ist (z. B. an die Annahme dynamisch-aktiver, unbewußter Prozesse) (vgl. *Rosenkötter*, S. 166). *Karl Popper* hat darauf hingewiesen, daß *jede* Beobachtung theoretische Voraussetzungen hat, einmal wegen der Selektion, die bei jeder Beobachtung vorliegt, und zweitens wegen der Verwendung von Universalien¹, die in Beobachtungsaussagen unumgänglich sind. Das läßt jedoch nicht den Schluß zu, zwischen den untersuchten Phänomenen und den theoretischen Schlußfolgerungen könne nicht unterschieden werden. Die psychoanalytische Voraussetzung der unbewußten Prozesse ist doch auch auf dem Wege der Schlußfolgerung gefunden worden. Der Unterschied zwischen dem Verhalten des Probanden X (in Analyse und Alltag) und dem daraus z. B. gefolgerten Ödipuskomplex mit all seinem genetischen Erklärungswert ist doch ersichtlich. Das erste liegt auf dem Beschreibungsniveau und wird durch Protokollaussagen festgehalten. Das zweite liegt auf dem Erklärungsniveau, wo durch eine Theorie Gesetze erklärt werden. Die erklärten Gesetze sind direkt mit den Protokollaussagen verknüpft, die Theorie aber nur indirekt; sie enthält ferner theoretische Ausdrücke, die in den Ge-

¹ Z. B. bezeichnet der Begriff „Glas“ in dem Satz „Hier ist ein Glas Wasser“ bereits einen physikalischen Körper mit bestimmtem gesetzmäßigem Verhalten. *Popper* schlägt daher vor, zwischen mehr und weniger theoretischen Begriffen statt zwischen theoretischen und Beobachtungsbegriffen zu unterscheiden (*Popper*, 1963, S. 119).

setzesaussagen nicht vorkommen, z. B. den Ausdruck „Ödipuskomplex“, der theoretisch ist und vom Beobachtungsbegriff „ödipale Phase“ unterschieden werden muß (vgl. *Bochenski*, 1954, S. 105 f.).

Rosenkötter meint, der Gegenstand psychoanalytischen Forschens bedürfe einer eigenen — von der der Naturwissenschaften verschiedenen — Beobachtungsmethode. „Nur mit Hilfe empathischen Erlebens können wir einen Konflikt wahrnehmen, der etwa ein psychosomatisches Leiden unterhält. Wenn wir darauf verzichten, so denaturieren wir unser Beobachtungsfeld“ (*Rosenkötter*, S. 166). Diese These scheint 1. die Annahme vorauszusetzen, wissenschaftliche Hypothesen und Theorien würden *direkt* aus der Beobachtung abgeleitet. Die Beobachtung ist indes meistens schon von Hypothesen geleitet, und die Hypothesenbildung verlangt schöpferische Phantasie — meinetwegen empathische Begabung; sie ist zunächst eine ungerechtfertigte Antizipation (*Popper*), die erst a posteriori (bei der Überprüfung) gerechtfertigt oder verworfen wird. Genügt es nicht, um den vermuteten psychosomatischen Zusammenhang eines psychogen verursachten Magenulcus wahrnehmen zu können, die biographischen Daten (Anamnese), die somatischen Befunde, die Diagnose *und* die theoretischen Konzeptionen der Psychosomatik (soweit diese existieren) zu kennen? Es ist ebenso fraglich, ob ein Kind, das im Dunklen nach seiner Mutter ruft (vgl. *Rosenkötter*, S. 165) nur durch empathisches Einfühlen zu verstehen ist, da vorangegangene Erfahrung (die gewiß ursprünglich empathisch war) dieses Verhalten ebenso verständlich machen kann. (Zudem sind in diesem Beispiel vermutlich angeborene Auslösemechanismen mit im Spiel.) „Daraus den Schluß zu ziehen, daß dort, wo Verstehen im Sinne von Einfühlung, Nachvollzug usw. prinzipiell möglich ist, kein Erklären nötig ist, wäre (jedoch) ein Irrtum.“

Sicher ist ein Erklären für jenen großen Charakterkenner (z. B. große Dichter und Romanschriftsteller) nicht nötig. Aber die Ziele, Aufgaben und Methoden der Wissenschaft sind andere als beispielsweise die der Kunst. Die Wissenschaft hat unter anderem ein Handwerkszeug auszuarbeiten, das von mehreren verschieden veranlagten und nicht so speziell begabten Menschen mit Erfolg zur Lösung von Problemen angewandt werden kann“ (*Weingartner*, 1969, S. 18). Wenn 2. durch den Verzicht auf Empathie das Feld der Phänomene denaturiert würde, so wäre diese Weise der Datengewinnung erst zuverlässig, wenn sie hinlänglich standardisiert wäre, d. h. wenn sie unter kontrollierten Bedingungen durchgeführt werden könnte.

„In der Physik z. B. müssen gemessene Größe und Meßinstrumente möglichst ungleich sein, damit die erstere durch den Vorgang des Messens nicht

verändert wird. Diese Voraussetzung trifft aber für das Erfassen psychischer Prozesse nicht zu. Wir erfassen die psychischen Prozesse anderer mit einem Gleichartigen, nämlich mit eigenen psychischen Prozessen, die identifizierend die Vorgänge im anderen nachzuempfinden suchen. Das heißt also, daß der Vorgang der Wahrnehmung ein anderer ist als der rationalisierende und objektivierende der exakten Wissenschaften“ (*Rosenkötter*, S. 165). Die Tatsache, daß der Psychologe der Gegenstandswelt angehört, die er untersuchen möchte, stellt kein prinzipielles Hemmnis für die Beobachtung dar, da „der Psychologe fortfahren kann, über Menschen zu sprechen, ohne durch die Feststellung paralysiert zu werden, daß er mit dem untersuchten ‚Objekt‘ verwandt ist, so wenig wie die Erkenntnis, daß Ratten auch Säuger sind oder ihr Gehirn auch Nervenzellen enthält, das Forschen hemmen würde“ (*Mandler und Kessen*, 1964, S. 34). Gewiß löst die Beobachtung psychischen Ausdrucks beim Beobachter einen Eindruck aus, weshalb psychologisches Beobachten ohne Kenntnis der Spielweise von Ausdrucks-Eindrucks-Verhalten unmöglich sein wird, da sonst der Beobachter unkontrollierten Irrtumsquellen ausgeliefert ist (vgl. z. B. den Auslöseeffekt des Kindchenschemas). Die Protokollsprache ist auch differenziert genug, um der Tatsache Rechnung zu tragen, die *Rosenkötter* erwähnt, daß beobachtetes Verhalten nur sehr indirekt mit den uns interessierenden zugrundeliegenden Motiven verknüpft ist“ (*Rosenkötter*, S. 165). Ein psychoanalytischer Protokollsatz würde z. B. nicht heißen: „Der Proband X liebt seinen Sohn“, sondern: „Der Proband X sagt (zum Zeitpunkt t am Ort p): ‚Ich liebe meinen Sohn‘.“ Die Theorie sucht dann die Antezedensbedingungen zu erforschen, die dieses verbale Verhalten erklären.

Was die sogenannte introspektive Methode betrifft, so wurde schon verschiedentlich vorgeschlagen, von dem irreführenden Begriff abzugehen und sie Selbstbeobachtung zu nennen (wegen des Modells „innen—außen“). Da in der menschlichen Konflikt- und Erlebniswelt vieles dadurch charakterisiert ist, daß es nicht gemeinsam (wie z. B. die Zimmertemperatur), sondern individuell erlebt wird, stellt sich die Frage, wie „private stimuli“ zu verbalem Verhalten führen können, das über die intraindividuelle Sphäre hinaus intersubjektiver Beobachtung zugänglich wird. Dazu meint *B. F. Skinner*: „Es ist nicht wahr, daß ‚stimuli‘, die die ‚response‘ bestimmen, der Öffentlichkeit zugänglich sein müssen. Jegliche einigermaßen regelmäßige Begleiterscheinung genügt“ (*Skinner*, 1953, S. 589). *L. S. Kubie* denkt dabei an physiologische Begleiterscheinungen; es kann aber ebenso angenommen werden, daß eine entwickeltere Ausdruckspsychologie imstande sein wird, bei der Kontrolle von Selbstbeobachtung, privater Erlebnisbeschreibung und von Erlebnissen behilflich zu sein. Damit soll in keiner Weise die große

Bedeutung dessen, was Selbstbeobachtung (introspektive Erfahrung) darstellt, in Frage gestellt werden, muß doch selbst der Gehirnphysiologe, der das Phänomen „Angst“ lokalisieren will, zuvor das Erlebnis „Angst“ gehabt haben, um überhaupt davon sprechen zu können. *Christoph Kowarz* hat in seiner Dissertation (Innsbruck 1969) nachgewiesen, daß die systematische Selbstbeobachtung nicht nur nicht überholt, sondern noch kaum erst richtig zur Geltung gekommen ist.

Nach *Rosenkötter* ist die Isolierung einzelner Faktoren und ihre Untersuchung auf einfache Kausalbeziehungen hin in der Psychoanalyse nicht möglich. „Dies geht ... nur, wenn man genau weiß, daß das Beobachtungsinstrument den zu untersuchenden Prozeß nicht verändert. Bei psychischen Vorgängen ist diese Gewißheit nicht gegeben“ (*Rosenkötter*, S. 163). Ferner sind die beteiligten Variablen zu vielfältig. Folglich ist die naturwissenschaftliche Methodik für die Psychoanalyse untauglich (vgl. *Rosenkötter*, S. 162). Nach Einzelursachen kann gewiß nicht gefragt werden, aber nach einer Vielzahl von bedingenden Faktoren, nach „Konditionenbündeln“; nach der Auffindung von Beziehungen und Korrelationen (z. B. Gleichzeitigkeitskorrelationen bei psychosomatischen Erscheinungen) kann, wie *Schultz-Hencke* (1951, S. 308 f.) ausführt, wenigstens nach korrekten Wahrscheinlichkeitsaussagen gesucht werden. Das Problem des Einflusses des Beobachters auf das Beobachtete ist eines der brennendsten beim psychoanalytischen Beobachten. Hierhin gehört der so oft erhobene Einwand der Suggestion: daß eine klinische Validierung der psychoanalytischen Theorie nicht möglich sei, weil die gesammelten Daten nicht frei von Suggestion seien und verbindliche Kriterien für die Gültigkeit von Deutungen fehlen. In zahlreichen neueren Untersuchungen wird der Versuch unternommen, die suggestiven Momente zu eliminieren und Kriterien für die Gültigkeit psychoanalytischer Interpretationen zu finden (vgl. z. B. *Wisdom*, 1966; *Schmidl*, 1955; *Thomä* und *Houben*, 1967).

Um bessere (objektivere?) Beobachtungsdaten zu erhalten, greift *Rosenkötter* den Vorschlag von *Lustman* auf, Beobachterteams zu bilden, führt aber zwei Schwierigkeiten an: a) liege die Gefahr solcher Beobachtungsdaten in der Tatsache, daß Beobachtung sich nur auf Ereignisse beziehe und alles andere Deutung sei (*Rosenkötter*, S. 168), und b) müsse die Analyse von einfachen Beobachtungsmethoden unterschieden werden. Die Unterscheidung von Beobachtungsmaterial und dessen Deutung (a) findet sich bei aller empirischen Forschung (Beschreibungsniveau—Erklärungsniveau). Aus der Differenz von Analyse und Beobachtungsmethoden (b) folgt nicht, daß 1. die Psychoanalyse nicht beobachtet werden kann (dies wurde in der Innsbrucker Universitätsklinik schon vor 20 Jahren mittels Gucklochvorrich-

tungen gemacht), und daß nicht 2. aus der Analyse als Nebeneffekt Datenmaterial für eine mögliche Theorienbildung hervorgehen kann. Es muß jedoch eine Grenze zwischen psychoanalytischer Heilkur und deren Erfassen durch die ihr übergeordnete Theorienbildung festgehalten werden. Ersteres ist ein Prozeß, in den der Analytiker involviert ist (durch empathisches Erleben), das zweite bedarf der (objektivierenden) Beobachtung, wie es in den anderen Wissenschaften der Fall ist, da der Wissenschaftler zunächst Aussagen macht über Ereignisse, die er beobachtet hat. Bevor nicht feststeht, daß die im analytischen Prozeß gewonnenen Daten nicht aus der Suggestion des Therapeuten stammen, kann man anhand dieser Daten auch nicht die Validität der Theorie beurteilen. Es bleibt immer noch die Möglichkeit einer nichtklinischen Validierung.

Forderungen an die Theorie

Tiefenpsychologische Theorien werden primär dazu verwendet, auf Menschen korrektiv einzuwirken. Dies ist moralisch dann tragbar, wenn eine derartige (institutionalisierte) Einwirkung sich auf anerkannte Weise öffentlich legitimieren kann, d. h. durch wissenschaftlich anerkannte Theorien fundiert ist. Eine Wissenschaft will Erklärungen machen, um einerseits Objekte und Vorgänge zu verstehen und andererseits Bestehendes zu manipulieren — im Falle der Tiefenpsychologie neurotische Menschen zur Gesundheit zu führen. *Freud* drückte es um die Jahrhundertwende in der »Traumdeutung« so aus: Wissenschaftler seien Menschen, die einen Drang verspüren, Wege, die ins Dunkle vorstoßen, zu bauen. Daran knüpfen sich die Fragen: Wie sind diese Wege beschaffen (bzw. wie sollten sie beschaffen sein), welche Wege sind zuverlässig und nach den Regeln der Tiefbautechnik gebaut, und welche Saumpfade sind verantwortbar und besser als gar keine Verbindungen?

Theorien müssen den Anforderungen der begrifflichen Präzision und Verlässlichkeit genügen, interpretierbar sein, empirischen Bezug haben und kritisierbar sein. Unter *Präzision* sei hier die Genauigkeit der begrifflichen Bedeutung verstanden. Höhere Präzision setzt dabei komplexere Unterscheidungen voraus, d. h. die Präzision wird mit fortschreitender Forschung zunehmen. Es muß freilich betont werden, daß der Grad der wünschbaren Exaktheit vom gesetzten Ziel abhängig ist. In vielen Zusammenhängen genügen geringere Exaktheitsgrade bei der begrifflichen Bestimmung. Unter *Begriffsreliabilität* wird die invariante Zuordnung eines Zeichens zu seinem Designat verstanden, die etablierte Zuverlässigkeit in der Begriffsverwendung, die durch die „response invariance“ gewährleistet wird. D. h. auf Objekte der gleichen Klasse muß invariant der gleiche Klassenbegriff fol-

gen, und Namen müssen invariant auf gleiche Individuen angewendet werden. Als empirischer Test für die beiden genannten Forderungen kann die einfache Frage gelten: Wird die gleiche sprachliche Äußerung im wissenschaftlichen Kontext bei Wiedereintreffen der gleichen Umstände auftreten? (Mandler und Kessen, 1964, S. 81). Das sprachliche Purgatorium muß erst dort einsetzen, wo die Frage „Was meinen Sie damit?“ oder die Äußerung „Ich verstehe Sie nicht“ auftreten. Zur begrifflichen Klarheit gehört auch die Kennzeichnung, ob ein Begriff metaphorisch oder in Analogie verwendet werde, wie es *Rosenkötter* am Beispiel des psychologischen „Energie“-Begriffs darstellt.

Rosenkötter fordert, wie aus seiner Formulierung hervorgeht, für die Wissenschaft menschlicher Motivationen und Konflikte auch andersartige Theorien (*Rosenkötter* S. 161). Daß sie material anders sein sollen als die Theorien anderer Wissenschaften, wird nicht gemeint sein. Soll die Verschiedenheit darin bestehen, daß das Kriterium der Prognostizierbarkeit in psychoanalytischen Theorien nicht gelten solle? Selbst wenn dem zugestimmt wird, darf nicht übersehen werden, daß die psychoanalytische Theorie durch die Exploration eines Probanden zahlreiche Aussagen über die Vergangenheit des Probanden erlaubt. Wo derartige Aussagen möglich sind, müßte vice versa wenigstens auch statistische Vorhersagbarkeit möglich sein. Selbst wenn von dieser Forderung abgesehen wird, wird sich eine psychoanalytische Theorie hinsichtlich der übrigen Kriterien darin nicht unterscheiden, daß sie 1. interpretierbar ist, 2. empirischen Bezug hat und 3. nicht immun gegen Kritik ist. Daß physiologische Reduzierbarkeit kein Kriterium für die Wissenschaftlichkeit einer psychologischen Theorie sein kann, zeigt der einfache Umstand, daß die meisten Phänomene, die den Psychologen interessieren, in physiologischen Theorien keine Repräsentanz finden.

„Theorien hohen Abstraktionsgrades, wie die der Psychoanalyse, dürfen nicht durch willkürliches Herausgreifen einzelner Aussagen und Forderungen nach Beweisen kastriert werden“ (*Rosenkötter*, S. 168). Dieser Satz soll vermutlich sagen, daß eine psychoanalytische Theorie nicht durch Einzelfälle getestet werden könne. *Einstein*, den *Rosenkötter* (S. 168) zitiert, schreibt aber, es sei eines der wichtigen Kriterien von Theorien, daß sie durch Erfahrung bestätigt bzw. widerlegt werden können. Dies geschieht eben durch den Test von Einzelfällen. Gewisse Teile der psychoanalytischen Theorie sind bereits heute durchaus testbar; so gibt es z. B. statistische Evidenz für die Korrelation (bzw. Interdependenz) von Persönlichkeitsmerkmalen oder für die Korrelation von Persönlichkeitsmerkmalen und biographischen Fakten (vgl. *Bergmann*, 1953, S. 635).

Abschließend soll festgehalten werden, daß der Autor nicht der Ansicht ist, die Rolle des empathischen Einfühlens des Therapeuten in der therapeutischen Kur sei durch entseelte „verwissenschaftlichte“ Techniken ersetzbar. Deshalb muß unterschieden werden zwischen der therapeutischen Kur und ihrer Theorie, und die Kritik des einen erledigt noch nicht das andere (Marx und Hillix, 1963, S. 209).

Summary

Does psychoanalytic theory require specific methodological criteria?

According to Perrez, psychoanalysis is not, by the peculiarities of its subject matter, in need of any specific methodology different from that of the natural sciences. Rosenkötter's argument in favour of a method regarding psychoanalysis as a systematically generalized history (Habermas) is rejected on grounds of criteria for science elaborated by modern positivists.

(Anschrift des Verfassers: Meinrad Perrez, A-5061 Salzburg, Jung Ilsenheimstraße 9)

BIBLIOGRAPHIE

- Bergmann, G. (1953): On some methodological problems of psychology. In: Readings in the philosophy of science. New York.
- Bochenski, I. M. (1954): Die zeitgenössischen Denkmethode. Bern.
- Mandler, G. und W. Kessen (1964): The language of psychology. New York.
- Marx, M. und W. Hillix (1963): Systems and theories in psychology. London.
- Popper, K. R. (1963): Conjectures and refutations. London.
- Rosenkötter, L. (1969): Über Kriterien der Wissenschaftlichkeit in der Psychoanalyse. *Psyche* 23, S. 161—169.
- Schmidl, F. (1955): The problem of scientific validation in psychoanalytic interpretation. *International Journal of Psychoanalysis* 36, S. 105.
- Schultz-Hencke, H. (1961): Lehrbuch der analytischen Psychotherapie. Stuttgart.
- Skinner, B. F. (1953): The operational analysis of psychological terms. In: Readings in the philosophy of science. New York.
- Thomä, H. und A. Houben (1967): Über die Validierung psychoanalytischer Theorien durch die Untersuchung von Deutungsaktionen. *Psyche* 21, S. 664—692.
- Weingartner, P. (1969): Psychologische Methodenlehre. Salzburg (Skriptenverlag der Universität).
- Wisdom, J. O. (1966): Die Überprüfung einer psychoanalytischen Interpretation. *Ratio* 8, Heft 1. Frankfurt.